



Sendung vom 11.12.2017, 20.15 Uhr

Professor Dr. Armin Nassehi
Soziologe, Herausgeber Kursbuch
im Gespräch mit Isabella Schmid

- Schmid:** Herzlich willkommen zum alpha-Forum, mein Gast ist heute Armin Nassehi, Lehrstuhlinhaber für Soziologie an der Universität München. Er beschäftigt sich mit sozialen Systemen und der modernen Gesellschaft. Und damit das jetzt nicht so abstrakt klingt, nenne ich Ihnen schon mal ein paar Themen, mit denen wir uns heute beschäftigen wollen, z. B. mit der Flüchtlingspolitik, der Digitalisierung und der Sterbehilfe. Aber wir wollen natürlich auch den Menschen hinter der Forschung kennenlernen und deshalb freue ich mich sehr, dass Sie heute bei uns sind, Herr Professor Nassehi.
- Nassehi:** Hallo.
- Schmid:** Kollegen vom Hessischen Rundfunk haben Sie einmal als Gesellschaftsneudenker bezeichnet. Finden Sie sich darin wieder?
- Nassehi:** So viel neu denken kann man ja nicht, weil man immer an sehr, sehr vieles anschließt. Aber das ist eine sehr freundliche Charakterisierung, der ich jetzt nicht widersprechen möchte.
- Schmid:** Es gibt ja viele soziologische Texte, bei denen der Laie sagt: "Tja, worum geht es hier eigentlich?" Sie werden sehr viel angefragt, natürlich auch in den Medien, weil Sie Soziologie erklären können. Wie wichtig ist es denn für Ihr Fach, dass Sie sich eben auch außerhalb dieser Forschungsgemeinde äußern?
- Nassehi:** Nun, bei der Soziologie wundert man sich anders als bei anderen Fächern, weil wir mit Themen zu tun haben, die für die meisten Menschen alltägliche Themen sind. Aber wir haben eben auch eine Fachsprache, die schwer zu verstehen ist, ein Chemiker oder ein Physiker oder auch ein Mediziner würde nicht gefragt werden, warum man seine Texte nicht verstehen kann. Aber was Sozialwissenschaftler schon tun sollten, und das mache ich auch sehr stark, das ist, zu versuchen, die Dinge zu übersetzen in eine andere, eine für die Allgemeinheit verständliche Sprache. Ich glaube, man muss sich auch als Wissenschaftler sehr damit beschäftigen, wer eigentlich vor einem sitzt. Und natürlich spreche ich auf einer wissenschaftlichen Tagung anders als im Hörsaal und im Hörsaal anders, als wenn ich zu Nicht-Wissenschaftlern, zu Nicht-Soziologen spreche, und in den Medien spreche ich noch einmal anders. Ich glaube, das ist eine Kompetenz, die viel mit der modernen Gesellschaft zu tun hat, weil wir nämlich mit sehr

unterschiedlichen Publika zu tun haben, mit sehr unterschiedlichen sozialen Räumen, wie man sagen könnte, in denen eben manche Sätze anders gelten als woanders. Insofern ist es sozusagen selbst Soziologie, diese Varianten zu berücksichtigen.

Schmid: Sie sind sehr viel zum Thema "Flüchtlingspolitik" gefragt worden. Das ist ja ein heißes Eisen, bei dem es sehr schnell in die Richtung Schwarz-Weiß-Denken geht. Sie haben gesagt: "Ein Grund für den Zulauf zu Rechtspopulisten in Deutschland ist das Fehlen einer angemessenen Debatte über negative Folgen der Migration." Wie hätte denn eine angemessene Debatte ausgesehen?

Nassehi: Zunächst einmal muss man ja sagen, dass die Bundesrepublik Deutschland in den letzten Jahrzehnten behauptet hat, sie sei kein Einwanderungsland, was aber ganz offensichtlich nicht stimmte und stimmt. Man kann sozusagen in allen Städten mit eigenen Augen sehen, dass das eine nicht richtige Behauptung ist. Was wir daher nie entwickelt haben, ist eine wirklich produktive Debatte über Migrationsfolgen. Migration ist immer anstrengend für alle Beteiligten und es gibt neben den positiven immer auch negative Folgen und Konflikte. Die Debatte über die negativen Migrationsfolgen haben wir denen überlassen, die prinzipiell gegen Migration sind. Auch auf der wohlmeinenden Seite hätten wir also durchaus etwas kontroverser diskutieren können und sollen. Und die Flüchtlingssituation, wie wir sie heute haben, ist meiner Meinung nach gar nicht an sich ein großes Problem, sondern ist ein Katalysator dafür, dass liegende Konflikte, die wir in unserer Gesellschaft haben, jetzt sichtbar werden. Daran haben wir jetzt zu knapsen.

Schmid: Sie haben gesagt, diese Debatte sei z. T. wirklich obszön gewesen. Das linke Jubeln, wenn ein Christ ein Verbrechen begeht, und das rechte Jubeln, wenn es doch ein Flüchtling war. Wie haben Sie das erlebt?

Nassehi: Das ist ein Zeichen einer tatsächlich sehr starken Polarisierung und in polarisierten Situationen gibt es so etwas wie einen angemessenen Diskurs eigentlich kaum mehr. Ich habe während der Willkommenskultur im Jahr 2015 der "Süddeutschen Zeitung" ein Interview gegeben, in dem ich versucht habe, darauf hinzuweisen, was eigentlich passiert, wenn dieses Charisma der Situation eines Tages verschwunden sein wird – diese Situation trat dann ja relativ schnell ein – und wie wir diese Dinge dann diskutieren werden. Ich plädierte dafür, dass es doch viel sinnvoller sei, diese hochfliegenden Emotionen in die eine wie in die andere Richtung mal beiseitezulassen und tatsächlich darüber nachzudenken, was das eigentlich bedeutet, was da gerade passiert, wie man das bewältigen kann und ob das tatsächlich so ein großes Problem ist. Ich glaube nämlich gar nicht, dass uns das in unseren Grundfesten erschüttert, ganz im Gegenteil. Aber diese Debatten wollte man eigentlich nicht führen und für mich war sehr interessant, dass ich daraufhin Kritik von beiden Seiten bekommen habe, also sowohl von der Seite derer, die sehr emotional positiv eigentlich fast nur moralische Sätze sagen konnten, wie auch von der anderen Seite, was ich aber sowieso erwartet hatte. In diesem Zwischenraum ist ein Sozialwissenschaftler vielleicht gar nicht schlecht aufgehoben.

Schmid: Sie sagen, dass das eigentlich nur ein Katalysator für liegengebliebene Probleme sei. Was sind das für Probleme, die liegengeblieben sind?

Nassehi: Das sind Probleme, die z. T. überhaupt nichts mit Migrationsfragen zu tun haben. Die Polarisierung in vielen westlichen Gesellschaften wie z. B. auch in den USA, wie wir sie zurzeit sehen, ist doch eine Polarisierung zwischen einer, wie man sagen könnte, an Pluralismus und Universalismus gewöhnten städtischen Bevölkerung, die schon auch sehr auf sich selbst bezogen so tut, als sei die eigene Lebensform gewissermaßen die einzig mögliche, und von Lebensformen, die mit solchen Formen von Pluralismus viel weniger gut umgehen können. In den USA können wir das im Moment wie in einem Brennglas noch viel, viel deutlicher als in Europa beobachten. Aber die Konfliktlinie scheint im Moment tatsächlich zu verlaufen zwischen einer eher modernen und einer eher, ich will gar nicht sagen traditionellen Lebensform, aber einer, die mit Pluralismus vielleicht nicht so gut umgehen kann. Darauf muss man eben Antworten geben. Wenn die Eliten sozusagen immer nur die großstädtischen Selbsterfahrungen für die einzig möglichen halten, dann wird man ein großes Problem haben. Sie merken schon, wenn ich das beschreibe, hört sich das so an, als wolle man die eine oder andere Seite relativieren. Vielleicht wäre es aber besser, einen Schritt zurückzutreten und sich zu fragen: Wo liegen die Konflikte eigentlich und was wären angemessene sowohl wissenschaftliche als auch politische Reaktionen darauf?

Schmid: Was wären denn die angemessenen Reaktionen?

Nassehi: Wenn wir uns das politische System in der Bundesrepublik anschauen, dann muss man doch feststellen, dass man nicht nur an der großen Koalition, die ja nun zunächst einmal abgewählt worden ist, so etwas wie eine Unterscheidbarkeit in der Mitte nur mehr relativ schwer feststellen kann. Der Soziologe würde sagen, ein politisches System ist dann legitim, wenn es legitime Alternativen anbietet zu fast jedem Thema, wenn es in der Lage ist, eine Entscheidung als eine Entscheidung auszuflaggen, weil man eben auch anders hätte entscheiden können. Und vieles sah eben in der letzten Zeit so aus, als hätte es so sein müssen. Ich will jetzt nicht auf dem Wort "alternativlos" der Kanzlerin herumreiten, denn das ist ja lediglich ein besonders sichtbares Signal diesbezüglich. Es ist nämlich so, dass die Menschen tatsächlich den Eindruck hatten, dass Entscheidungen gar nicht mehr als Entscheidungen deklariert worden sind. Die beiden großen politischen Spieler in Deutschland, also die Union und die Sozialdemokraten, haben ja große historische Verdienste. Die Union hat die Westbindung der konservativ-bürgerlichen Schichten ermöglicht, während die Sozialdemokraten in den 70er Jahren den sozialen Aufstieg ermöglicht haben: Die beiden großen politischen Spieler müssen bzw. müssten an diese auch kontroversen Narrative wieder Anschluss finden. Aber genau das scheint im Moment außerordentlich schwer zu sein. Ich glaube, wenn es uns nicht gelingt, im wohlgeordnet legitimen politischen Spektrum Kontroversen zu haben, dann werden wir von außen durch die Arena gezogen und dann sind eben auch Sätze möglich, wie wir sie zurzeit im politischen Raum erleben. Genau das macht es aber noch schwerer, kontrovers über Fragen zu diskutieren. Sie haben die

Migrationsfrage ja bereits angesprochen: Man kann kaum kontrovers darüber diskutieren, weil die Atmosphäre so vergiftet ist, dass eigentlich jeder kritische Satz für viele lediglich Wasser auf die eigenen Mühlen darstellt und jeder positive Satz mindestens als naiv angesehen wird. Beides ist eigentlich keine angemessene Reaktionsform.

Schmid: Sie haben auch gesagt, dass es bei diesem Zulauf, den der Rechtspopulismus in Europa derzeit hat, eigentlich weniger um Verteilungskämpfe geht als um kulturelle Definitionsfragen.

Nassehi: Ja, es ist ganz interessant zu sehen, dass die Konfliktlinie tatsächlich nicht mehr nur eine sozio-ökonomische Konfliktlinie ist. Neuere Forschungsergebnisse zeigen uns, dass etwa Wählerinnen und Wähler von rechtspopulistischen Parteien – "rechtspopulistische Partei" ist ja auch so ein merkwürdiges Wort, aber wir wissen ja, wer damit gemeint ist – nicht unbedingt die ökonomisch Abgehängten sind, sondern die, wie man sagen könnte, kulturell Abgehängten. Und da sind wir wieder bei der Frage dieses Risses, der, wie gesagt, durch die Gesellschaft geht: zwischen den urbanen und eher pluralistischen Mittelschichten und den nicht-urbanen, nicht-pluralistischen Schichten. Das hat gar nicht so sehr etwas mit "bildungsnah" bzw. "bildungsfern" zu tun, sondern da geht es eher um die Art, wie man lebt, und dass man gegenüber der eigenen Lebensform schon auch sehr selbstgerecht ist. Die Abgehängten wiederum haben nicht mehr die Definitionsmacht über bestimmte Dinge. Und darum muss man sich einfach kümmern. "Kümmern" heißt übrigens nicht, dass man denen hinterherläuft, die die großen Parolen haben, sondern es geht darum, dass man tatsächlich ernst nimmt, dass diese Konfliktlinie stärker ist als das Sozio-Ökonomische, über das wir uns selbstverständlich auch Gedanken machen müssen. Denn natürlich ist in ökonomisch schwierigen Situationen die Wahrscheinlichkeit, dass diese Konfliktlinie sichtbar wird, größer als in anderen. Insofern haben wir in Deutschland ja auch noch eine geradezu angenehme Situation im Vergleich zu den Debatten, wie es sie in einigen unserer Nachbarländer gibt.

Schmid: Eigentlich könnte man ja annehmen, dass, wenn die soziale Schere immer weiter auseinandergeht, genau dieses das eigentliche Thema sein müsste.

Nassehi: Es ist ein schwieriges sozialwissenschaftliches Thema, ob die soziale Schere wirklich so stark auseinandergeht oder ob es auf diesem Feld nicht doch eher um so etwas wie ein Gefühl geht. Denn Lebenszufriedenheit hat ja nicht nur und unmittelbar etwas mit dem Geld im Portemonnaie zu tun, sondern mit Erwartungshaltung: Kann man sich vorstellen, dass die Dinge weitergehen, dass man für die nächste Generation so etwas wie Sicherheit produziert. "Vertrauen" heißt ja nicht, dass man alles transparent hat, sondern "vertrauen" heißt, dass man mit der gegebenen Situation vergleichsweise gut zurechtkommt. Nur dann, wenn man so eine Situation hat, kann man übrigens auch kontrovers über Fragen diskutieren, weil es eben nicht bei jedem Punkt um alles geht. Aber genau das ist zurzeit die Situation.

- Schmid:** Politiker neigen ja dazu, eher zu simplifizieren. Man muss aber gerechterweise sagen, auch die Wähler erwarten oft einfache, klare Antworten. Was würden Sie denn der Politik empfehlen?
- Nassehi:** Eine sehr naive Empfehlung wäre zu sagen, dass die Politik so ähnlich reden soll wie ein soziologisches Hauptseminar.
- Schmid:** Die Welt ist komplex.
- Nassehi:** Ja, die Welt ist sehr komplex und zur Komplexität der Welt gehört auch, dass Politik selbstverständlich mehr versprechen muss, als sie kann. Man kann sagen, dass die eingeführten Konflikte, die wir aus der klassischen Industriegesellschaft kennen, von beiden Seiten eigentlich interessante und sehr intelligente Vereinfachungen gewesen sind: Da stand eine eher Arbeitnehmerorientierung einer eher Arbeitgeberorientierung gegenüber, eine eher konservative versus eine eher progressive Lebensform – heute würde man diesen Begriff so nicht mehr verwenden. So etwas muss Politik anbieten. Politik kann ja gar nicht die Gesellschaft im Ganzen steuern, das wäre auch eine Überforderung. Dort, wo Politik das versucht hat, endete das Ganze immer in diktatorischen Verhältnissen. In der Politik muss man einfach, wenn ich das mal so sagen darf, mehr versprechen, als möglich ist. Und man muss gleichzeitig sozusagen das Gefühl vermitteln, dass man die Dinge doch einigermaßen im Griff hat. Diese Leute werden dann auch gewählt. Die Kunst der Politik besteht also genau darin, und sie besteht nicht darin, eine wissenschaftliche Analyse zu machen und extrem lange Texte anzubieten, denn damit kann man nicht gewählt werden. Mit meinen soziologischen Sätzen könnte ich also kein Bundeskanzler werden – mit meinen politischen übrigens auch nicht (lacht).
- Schmid:** Aber die Wähler sind dann enttäuscht, wenn diese einfachen Antworten nicht funktionieren, wenn sie sehen, dass die Versprechungen einfach zu groß waren.
- Nassehi:** Manche Dinge müssen halt gelingen. Und ich hatte ja gerade ein paar Beispiele genannt: Die Union war darin tatsächlich erfolgreich. Man muss sich das immer wieder historisch klar machen, denn das vergessen wir oft: Ein Bürgertum, das unglaublich verunsichert war, mit westlichen Demokratie- und Lebensformen kompatibel zu machen, ist ein riesengroßer Erfolg. Und dieser Erfolg bestand eben darin, das auch gezeigt zu haben. Und die Sozialdemokratie war unglaublich erfolgreich darin, sozialen Aufstieg nicht nur zu bereden und zu versprechen, sondern ihn explizit zu ermöglichen, also Gruppen in der Gesellschaft stark zu machen, die vorher keine Chance gehabt haben. So etwas Ähnliches brauchen wir eigentlich wieder. Wenn es also einer Union heute gelingen würde, das, was man ein konservatives Bezugsproblem nennen kann, nämlich die Grundverunsicherung der Welt auf eine Formel zu bringen, dann wäre damit für sie eine ganz Menge an Wählerstimmen zu bekommen. Und wenn eine Sozialdemokratie nicht einfach nur drei Mal "Gerechtigkeit" sagt, sondern sich Gedanken macht, wie man sozialen Aufstieg möglich machen kann, wie man so etwas wie soziale Sicherheit erreichen kann, wie neue Arbeitsformen in der Digitalisierung so eingerichtet werden können, dass man sich als Arbeitnehmer nicht zu große Sorgen macht, dann wären das Dinge,

aufgrund derer die Menschen der Politik wieder vertrauen könnten. Diese Bemühungen vermisse ich im Moment tatsächlich sehr, was natürlich auch mit einer Selbstverunsicherung von Politik zu tun hat: Man müsste da nämlich riskante Strategien einschlagen, aber diese riskanten Strategien scheint im Moment niemand in Angriff nehmen zu wollen. Gerade im Moment, in dem wir es ohnehin mit schwierigen Konstellationen zu tun haben, an die man sich erst einmal gewöhnen muss, traut sich das sowieso niemand. Aber das könnten ja auch durchaus längerfristige Fragen sein, die aber in den Parteien nicht so richtig funktionieren.

Schmid: Sie haben sehr viel über die Komplexität der Welt gearbeitet und geschrieben und eines von Ihren Büchern dazu würde ich nun gerne vorstellen. Es trägt den Titel "Die letzte Stunde der Wahrheit": Dieses Buch kam bereits vor zwei Jahren zum ersten Mal heraus, nun aber haben Sie es noch einmal komplett überarbeitet. Warum?

Nassehi: Der Untertitel lautet übrigens: "Kritik der komplexitätsvergessenen Vernunft". Ich hatte das Buch beim ersten Mal mit einer stärkeren politischen Ausrichtung geschrieben: Da ging es mir sozusagen darum, dass rechte und linke Denkungsarten heutzutage in dieser Form nicht mehr so richtig funktionieren. Dieses Buch ist dann auch fast nur aufgrund dieses politischen Fokus' rezipiert worden. Ich habe es nun aber noch einmal überarbeitet, denn mir geht es tatsächlich darum, klar zu machen, was Komplexität eigentlich bedeutet. Eigentlich müsste man heute die Kunstfertigkeit besitzen, über Komplexität nicht zu komplex zu reden. Wenn man Komplexität auf einen Nenner bringen will, dann kann man vielleicht sagen: Das ist eine Grunderfahrung, die wir in modernen Gesellschaften eigentlich alle machen, dass das gleiche Problem aus unterschiedlichen Perspektiven ganz unterschiedlich aussieht und dass in der Gesellschaft gleichzeitig – wohlgemerkt gleichzeitig und nicht kausal aufeinander bezogen – unterschiedliche Erfolgsorientierungen vorhanden sind. Ich versuche das mal an einem Beispiel festzumachen. Wir müssen begreifen, dass jemand, der ökonomisch handelt, andere Probleme lösen muss als jemand, der politisch handelt, und dass jemand, der wissenschaftlich handelt, wiederum andere Probleme lösen muss, und jemand, der in den Medien handelt, noch einmal andere Probleme lösen muss: Wir können uns heute keine Gesamtvernunft mehr vorstellen, die all diese Dinge sozusagen in ein Konzept bringt. Das ist übrigens oftmals die Utopie vor allem linker Sozialwissenschaftler. Ich halte diese Utopien jedoch für soziologisch grundfalsch, weil man damit nicht anerkennt, dass die Unvermitteltheit der Dinge das Wesen der Komplexität dieser Welt ausmacht. Wenn man so utopisch denkt, dann kommt man womöglich zu einfachen Lösungen. Mein Impetus besteht tatsächlich darin – und das mache ich in sehr unterschiedlichen Bereichen der Gesellschaft – vor dieser Komplexität nicht Angst zu machen, sondern zu fragen: Wie können wir damit eigentlich umgehen? Jede Organisation hat ja damit zu tun. Auch der Bayerische Rundfunk hat z. B. damit zu tun: Dort gibt es Leute, die ganz unterschiedliche Dinge mit ganz unterschiedlichen Zielen machen. Und dennoch muss das unter einem Dach passieren. Ich selbst forsche z. B. sehr viel über Krankenhäuser. Krankenhäuser sind geradezu eine Parabel auf die

moderne Gesellschaft, denn dort finden sich unterschiedlichste Disziplinen, Berufe und Tätigkeiten, die auch noch alle hierarchisch geordnet sind und die alle irgendwie zusammenpassen müssen, obwohl sie nicht zusammenpassen. Und trotzdem müssen dort tagtäglich Entscheidungen getroffen werden. Das ist eigentlich das Spannende an der modernen Gesellschaft und dafür brauchen wir ein Tool, das nicht nur moralisch und nicht nur politisch ist und nicht nur mit dem Phantasma arbeitet, man könne sich die Welt auf einem weißen Blatt Papier so schreiben, wie wir sie gerne hätten. Das ist Komplexität und meine Erklärung war jetzt nicht so ganz unkomplex, aber weiter drunter geht es halt nicht. Meine Erfahrung ist aber, dass viele Menschen, wenn man das erklärt, das in ihrem Alltag auch selbst entdecken und erleben. Sie stellen dabei fest, dass wir nicht zufällig so handeln, wie wir handeln, weil uns nämlich gar nichts anderes übrig bleibt. Darf ich noch einen Satz zum ökonomischen Handeln sagen? Bei "ökonomischem Handeln" denken wir ja immer an irgendwelche Konzernlenker, die irgendwelche bösen Sachen machen – oder vielleicht auch gute Sachen. Wir sind aber auch als Privatpersonen ökonomisch Handelnde. Es ist z. B. für uns doch selbstverständlich, dass wir versuchen, mit relativ wenig Mitteleinsatz einen großen Ertrag zu bekommen, d. h. wir versuchen immer wieder die Dinge billiger zu bekommen, als es normalerweise möglich ist. Das ist ja nun aber etwas, was wir anderen, was wir Großkonzernen vorwerfen, aber als private Akteure machen wir eigentlich genau das Gleiche. Was ich vermitteln will, ist nicht, dass es da nicht große Schwierigkeiten gibt: Denken Sie an die Paradise Papers und all diese Geschichten, d. h. hier gibt es u. a. auch riesengroße Regulierungsschwierigkeiten. Aber wer ökonomisch handelt, kann auch an sich selbst beobachten, was die Logik des Ökonomischen eigentlich ist. Und interessant wäre doch: Kann man diese Logik für etwas Positives einsetzen oder nicht? Wenn man das begriffen hat, dann kann man auch verstehen, wo die Restriktionen sind, wenn man vom Ökonomischen bestimmte Regulierungen verlangt, wenn man womöglich von Politikern Konzepte verlangt, mit denen sie eindeutig nicht gewählt werden können. Das wäre für die Politik wirklich ein großes Problem. Denn vieles von dem, was wir von Politikern verlangen, würde ja bedeuten, dass sie in den nächsten Wahlkämpfen dann nicht mehr gewählt werden können. Aus dieser Situation kommen wir also nicht raus.

Schmid: Aber wenn ein Politiker heutzutage sagt: "Ich kann Ihnen da keine eindeutige Antwort geben" bzw. "ich muss darüber noch ein wenig länger nachdenken", dann wird ihm das schnell als Schwäche ausgelegt – obwohl man ja auch das Gegenteil annehmen könnte.

Nassehi: Die Frage ist ja, ob es intelligente politische Sätze dazu gibt. Denn das, was ich soeben gesagt habe, wäre ja fast schon wissenschaftlich ausgedrückt. Aber ich hatte ja bereits angemerkt, dass ich keinem Politiker empfehlen würde, mit so etwas aufzutreten. Ich habe ja sehr viel mit Politikern und mit politischen Stiftungen zu tun, die sich sehr wohl Gedanken darüber machen: Wie kann man eine Trägergruppe, die eigentlich konservativ ist, heute mit einem Begriff belegen? Sind das bzw. wären das wirklich "Modernisierungsverlierer"? Man möchte doch nicht als Modernisierungsverlierer angesprochen werden. Sind das nicht

womöglich alltägliche Leistungsträger der Gesellschaft? Sind das nicht vielleicht Leute, denen man sagen muss: "Ihr macht etwas für diese Gesellschaft, und nur weil ihr in bestimmten coolen Beschreibungen der akademischen Mittelschichten der Großstädte nicht vorkommt, seid ihr deshalb nicht Nichts." Dafür muss man also bestimmte Sätze finden, Sätze die mehr sind als das, was die Rechtspopulisten machen. Darüber muss man nachdenken: Das ist eine sehr komplexe Tätigkeit, so etwas in relativ einfachen Formeln wirklich zu versuchen. Ich glaube, das ist die Aufgabe von Politik. Die Leute, die Politik machen, sind ja nicht blöd, die machen sich sehr wohl Gedanken darüber. Aber ein bisschen mehr Risikobereitschaft würde ich mir tatsächlich wünschen. Die Volksparteien sind ja keine mehr, selbst die bayerische Volkspartei nicht. Wenn man an die letzten Wahlergebnisse denkt, dann müsste man doch eigentlich sagen: Wenn die Dinge schwieriger werden, dann müsste doch eigentlich die Risikobereitschaft wachsen können. Denn es ist ja ohnehin eine ganze Menge verloren im Vergleich zu dem, was für uns in der Bundesrepublik geradezu selbstverständlich gewesen ist: dass die Volksparteien jeweils sozusagen fast die Hälfte des Volkes repräsentieren. Und das ist ja nicht mehr der Fall.

Schmid: Von den Menschen wird heute ja sehr viel Flexibilität und Mobilität verlangt. Auf der anderen Seite gibt es aber auch dieses Bedürfnis nach kontinuierlichen Lebensformen, nach einer planbaren Zukunft. Wie geht man denn mit diesem Dilemma um?

Nassehi: Ich glaube, dass dieses Dilemma eines der wichtigsten für die gegenwärtige Gesellschaft ist. Ich plane gerade selbst ein Forschungsvorhaben, bei dem es um eine Theorie von Lebenslagen geht. Sie haben das eigentlich sehr schön ausgedrückt: Wir haben heute eine komplexe Gesellschaft, die auf Diskontinuität, auf Flexibilität setzt, aber unser Leben ist aus, wie man fast schon sagen könnte, biologischen Gründen auf Linearität und Kontinuität aufgebaut. Ein soziales System kann sich differenzieren, kann mal unterbrechen, kann sozusagen Aufgaben teilen. Unser Bewusstsein jedoch kann das nicht, das muss sozusagen von Alpha bis Omega, von Anfang bis Ende in einer Kontinuität laufen. Das passt also immer weniger zusammen. Die klassische Industriegesellschaft hatte dafür ja eine ganz gute Idee, nämlich so etwas wie den Normallebenslauf. An diesem Normallebenslauf hing sehr viel: Es hingen Männer- und Frauenrollen an ihm, an ihm hingen Milieus, an ihm hing auch eine legitime Form sozialer Ungleichheit usw. Das funktioniert aber heute nicht mehr und dafür muss man neue Formen finden. Ich komme jetzt gerade aus den USA: Wenn man sich die Diskussion dort anschaut, dann stellt man fest, dass dort diese Idee von Diskontinuität noch viel größer ist. Die amerikanische Gesellschaft kennt nämlich so etwas wie eine institutionell abgesicherte Form von Kontinuität überhaupt nicht. Die Konflikte, die wir dort erleben, sind noch erheblich größer als in Europa. Das sollte doch zu denken geben, dass wir Äquivalente brauchen, dass wir für diese postindustrielle oder digitalisierte – wie auch immer man sie nennen möchte – Gesellschaft ähnliche Lösungen brauchen, wie wir sie für die Industriegesellschaft gefunden hatten. "Gesellschaft 4.0" könnte man das vielleicht nennen. Diese Ideen sind aber noch nicht da. Wer, wenn nicht

wir Deutsche, müssten eigentlich darüber nachdenken können, denn im Moment geht es uns ökonomisch ja so gut, dass wir doch in der Lage sein müssten, hier modellhaft Dinge tatsächlich zu ermöglichen. Solche Diskussionen werden ja auch tatsächlich ein bisschen geführt, denken Sie an das Grundeinkommen. Ich sehe dieses Grundeinkommen ein bisschen kritisch, aber das sind ja doch wichtige Diskussionen, die man nun zu führen beginnt. Es geht darum, den Wohlfahrtsstaat umzubauen, ohne ihn abzuschaffen. Das sind die wichtigen Fragen, über die man zurzeit intensiv reden müsste.

Schmid: Aber was wären denn Lösungsansätze für das Bedürfnis der Menschen nach Kontinuität, obwohl Kontinuität im heutigen Berufsleben ja gar nicht mehr gewünscht ist?

Nassehi: Nun, was wäre das? Der Wohlfahrtsstaat ist einst entstanden für Situationen, in denen der Normallebenslauf unterbrochen war. Die Arbeitslosenversicherung sollte ja eigentlich für einen Ausnahmefall gelten. Man muss sich also Gedanken machen: Wenn so etwas wie Diskontinuität in Berufsbiografien kein Ausnahmefall mehr ist, dann muss man dafür andere Versorgungsmöglichkeiten finden. Vielleicht ändert sich dann auch die Rolle des Staates sehr stark. Ich bin alles andere als jemand, der sozusagen die Staatstätigkeit noch weiter erhöhen will, aber ich meine, die Verantwortung würde doch wahrscheinlich darin liegen, dass der Staat vielleicht etwas mehr Kontinuität herstellt, was in den Lebensformen ja schwieriger geworden ist. Manche denken, dass das bedingungslose Grundeinkommen dafür eine Lösung ist. Das könnte so sein, weil es eine gewisse Kontinuität herstellt. Ich selbst bin aber ein bisschen skeptisch, weil dadurch vielleicht eine ganze Schicht von Menschen entsteht, die womöglich bestimmte Anerkennungsformen in der Gesellschaft, die über Arbeit vermittelt worden sind, nicht mehr bekommt. Aber darüber müsste man tatsächlich nachdenken und es ausprobieren. Äquivalente wären z. B. etwas, was man fast schon Ausfallbürgschaften nennen könnte: Staat oder staatliche organisierte Formen von Versicherung finanzieren dann eben nicht mehr nur das Rausfallen, sondern stellen die Kontinuität her. Das, was ich sage, hört sich eigentlich sehr simpel an, aber das wäre ein großer Paradigmenwechsel im Hinblick darauf, was der Wohlfahrtsstaat eigentlich machen soll. Ich finde, das sind doch Überlegungen, die nicht unbedingt Angst machen müssen, sondern das sind Überlegungen, von denen man sagen kann: "Mensch, das wären doch mal Dinge, über die man tatsächlich nachdenken kann und die es dann auch wert sind anzuerkennen, dass die klassische Industriegesellschaft – mit diesen riesigen Kontinuitäten, von denen wir in unseren Konzepten immer noch ausgehen – eigentlich zu Ende ist." Unsere Sozialversicherungsformen – und übrigens z. B. auch die privaten Versicherungsformen und nicht nur die staatlichen – gehen immer noch von diesem klassischen industriegesellschaftlichen Modell aus. Sie gehen übrigens auch von der geschlechtlichen Arbeitsteilung aus, die in dieser Form aber gar nicht mehr gilt, d. h. man geht da von kontinuierlichen Familienformen aus usw. Das entspricht jedoch alles nicht mehr der Realität dieser Gesellschaft.

Schmid: Aber das Ehegattensplitting abzuschaffen, ist ein solches Tabu, dass es unter keinen Umständen angetastet wird. Und das gilt womöglich noch für viele andere Dinge.

Nassehi: Es gibt natürlich entsprechende Interessengruppen, die da vorhanden sind. Die Abschaffung des Ehegattensplittings würde ja zunächst einmal an diesem Grundproblem noch gar nichts lösen. Die interessante Frage ist vielmehr, ob man Kontinuität steuerlich belohnt, ob man Kindererziehung und auch Pflegesituationen steuerlich belohnt, denn auf unsere alternde Gesellschaft kommen da ja ganz neue Probleme und Aufgaben zu, die wir früher so nicht gekannt haben oder zumindest nicht in dieser Form gekannt haben oder nicht so offen diskutiert worden sind. Ich würde daher sagen, dass es nicht daran mangelt, dass kein Geld dafür vorhanden ist, und es mangelt auch nicht daran, dass sich alles so ändert, dass überhaupt keine Struktur mehr vorhanden ist. Aber wir müssen uns daran eben anpassen. Dazu passt ganz gut, was ich vorhin gesagt habe über die Parteien: Klassischerweise hatten wir ja mal so eine Idee von eher Arbeitgeber- bzw. Arbeitnehmerorientierung. Das war ein toller sozialer Konflikt, an dem man alles festmachen konnte. So einfach sind die Dinge aber offensichtlich nicht mehr, also muss man sich da neu gruppieren. Konzepte gibt es genug und ich glaube nicht, dass das ein Anlass ist, zu sagen, dass im Moment alle Strukturen verschwinden und alles kaputt geht. Aber wenn man das nicht diskutiert, dann bekommen die Leute Angst. Das ist ganz ähnlich wie beim Migrationsthema: Wir haben unser Gespräch ja mit diesem Thema begonnen. Wenn man nicht auch negative Migrationsfolgen anspricht, die man in den Städten sehen kann – Segregation, in der dritten Generation sind das dann die totalen Bildungsverlierer, z. T. sehr, sehr enge ethnisch integrierte Gruppen, in denen es tatsächlich Probleme gibt –, wenn man das alles also nicht anspricht und danach fragt, wie man das eigentlich lösen könnte, ohne gleich an die Möglichkeit von Polizeigewalt usw. zu denken, dann reagieren die Menschen z. T. mit Unverständnis. Und manches von dem können Rechtspopulisten dann aufnehmen. Ich meine, das ist eine ganz, ganz ähnliche Situation: Das hängt stark mit Komplexität zusammen, d. h. man muss anerkennen, dass die Dinge eben nicht eindeutig kausal aufeinander bezogen und die Gemengelagen viel komplizierter sind.

Schmid: Ein weiteres Gebiet, auf dem Sie tätig sind, ist die empirische Ethikforschung. Beim Thema "Sterbehilfe" zeigt sich die Komplexität ebenfalls sehr, sehr deutlich. Sie sagen, es gibt für jede Position gute Argumente. Aber in der Realität ist das ein großes Konfliktthema.

Nassehi: Es geht bei dem, was wir da erforschen, gar nicht um Sterbehilfe, sondern um die Palliativmedizin, die wiederum mit unserer alternden Gesellschaft zusammenhängt. Aber sie hängt auch mit der Frage zusammen, wie sehr die Ansprüche der Menschen heute größer geworden sind. Das Spannende an der Palliativmedizin, also an der medizinischen Unterstützung von sterbenskranken, von sterbenden Patientinnen und Patienten, ist ja, dass das kein eindeutig medizinisches Fach ist, dass in ihr stattdessen aus unterschiedlichen Fachgruppen und Professionen Aufgaben am Patienten zusammenkommen und dass man gewissermaßen versucht, hier eine neue Form von Hilfe zu produzieren.

Manches daran kann man auch sehr kritisch sehen und es gibt hier inzwischen auch das normative Modell des "sprechenden Patienten", der gewissermaßen sterben wollen soll. Es ist ganz spannend zu sehen, dass da auch ganz merkwürdige Formen entstehen. So etwas erforschen wir gerade. Und wir interessieren uns vor allem dafür, dass in dieser neuen Situation – das ist daran das soziologisch Interessante – und nur aufgrund von Handlungsdruck ganz neue Konstellationen von Handlungen entstehen. Sie hatten die Ethikforschung angesprochen: Was mich am Deutschen Ethikrat oder an klinischen Ethikkomitees usw. interessiert, ist gar nicht, ob man am Ende den richtigen ethischen Satz sagen kann. Das kann man ohnehin nicht. Es ist also nicht so, dass solche Komitees in der Lage wären, in der vorliegenden Situation auf einmal zu sagen: "Wir machen jetzt genau das, das ist das ethisch Richtige!" Nein, das ist vielmehr eine neue Form von Expertise: In einem Ethikrat kommen Experten unterschiedlicher Provenienz, unterschiedlicher Herkunft zusammen, arbeiten am gleichen Problem und können am anderen wahrnehmen, was eigentlich passiert, wenn die Perspektiven verschoben sind. Das halte ich fast für ein neues Grundmodell von Demokratie: die Varianz von Themen auszuprobieren. Und das kann man im medizinischen Bereich eben besonders stark sehen, weil sich dort einfach unglaublich viel verändert, weil sich die Grenzen von Leben und Tod – sowohl am Anfang als auch am Ende des Lebens – verschieben, weil sich die Fragen von Autonomie, von Angst in diesen Gemengelagen völlig neu stellen. Insofern ist das für uns sozusagen auch ein Katalysatorthema, an dem man feststellen kann, dass sich auch so etwas wie Expertise ganz neu aufstellt.

Schmid: Wenn Sie sich mit so einem Thema beschäftigen, verändert sich dann auch Ihre persönliche Haltung dazu?

Nassehi: Das ist schwer zu sagen. Ich weiß nicht, ob sie sich verändert. Wenn ich mich selbst anucke, dann bin ich mit Haut und Haaren Forscher – gut, mit den Haaren ist das schwierig bei mir, aber mit Haut auf jeden Fall –, dass ich gar nicht so richtig trennen könnte, ob das nun etwas mit mir macht oder nicht. Ich bin jedenfalls niemand, der, weil er sich mit Ethikfragen beschäftigt, permanent auf die eigene moralische Disposition schaut, oder weil er sich mit dem Lebensende beschäftigt, ständig auf das eigene Lebensende guckt. Das also eigentlich nicht. Aber ich habe schon so eine Art von Thema, das mich wirklich umtreibt: Dieses Komplexitätsthema treibt mich um und was mich gelegentlich zur Rage bringt, sind die einfachen Lösungen – vor allem, wenn sie von denen vorgetragen werden, die anderen einfache Lösungen unterstellen. Das gilt auch für viele sozialwissenschaftliche Formen. Da bin ich schon sehr, sehr engagiert und das ist sicherlich das, was einen Hauptteil meiner Persönlichkeit ausmacht. Auf die Frage, ob ich darüber reflektiere, ob die Themen, die ich wissenschaftlich erforsche, eine Bedeutung für mein persönliches Leben haben, kann ich jedenfalls mit ja und nein antworten. Nein muss ich sagen, weil ich nicht selbst Thema meiner Forschung bin, ja sage ich, weil mich diese Dinge wirklich umtreiben.

Schmid: Was trägt Sie denn selbst im Leben, was gibt Ihnen Kraft?

Nassehi: Was gibt mir Kraft? Von Pierre Bourdieu, dem berühmten französischen Soziologen, gibt es eine wundervolle Denkfigur, denn er hat mal gesagt:

"Um etwas richtig zu machen, braucht man eine Illusio." Die Illusio ist aber keine Illusion, sondern sie drückt aus, dass man glaubt, dass es sich lohnt, dieses Spiel zu spielen. Ich glaube in der Tat, dass es sich lohnt, das Spiel zu spielen, das ich spiele. Wenn mich tatsächlich etwas trägt, dann ist es die Idee, Formen zu übersetzen und ein Gegenüber wirklich zu erreichen. Das ist für mich tatsächlich etwas, das außerordentlich wichtig ist: Das gelingt manchmal, das gelingt manchmal nicht. Aber ich würde schon sagen, dass es die Illusio des Sozialwissenschaftlers ist, dass er der Gesellschaft tatsächlich etwas zurückgeben kann, und er hat dieser Gesellschaft ja auch eine Menge zu verdanken.

Schmid: Ich möchte jetzt gerne etwas aus der Danksagung in einem Ihrer Bücher zitieren. Sie schreiben dort: "In der Zeit, in der diese Aufsätze entstanden sind, habe ich nicht nur Texte produziert, sondern (natürlich mit meiner viel beteiligteren 'Ko-Autorin' Annette Großlohmann) auch etwas mit Hand und Fuß. Er heißt Moritz. Ihm widme ich dieses Buch." Was bedeutet Familie für Sie?

Nassehi: Was bedeutet Familie für mich? Diese Danksagungen gerade von Männern Frauen gegenüber sind ja oftmals ein bisschen peinlich, und deswegen habe ich versucht, die Peinlichkeit zu umschiffen. Ob es gelungen ist, bezweifle ich so ein bisschen.

Schmid: Ich fand das sehr nett.

Nassehi: Was bedeutet also Familie für mich? Meine Familie ist sehr klein: Sie besteht aus meinem Sohn und meiner Frau. Wie soll ich das ausdrücken? Familie ist jedenfalls ein Raum, in dem man nicht immer alles neu befragen muss. Das finde ich eigentlich das Besondere an Familie. "Nicht neu befragen" heißt, dass Vertrauen eigentlich dadurch entsteht, dass nicht immer Totaltransparenz hergestellt werden muss. Das finde ich tatsächlich bei meiner Frau, das finde ich in der Familie. Und bei Kindern ist es so, wie Sie das natürlich auch kennen: Sie werden größer und man wundert sich immer, dass sie schon so groß sind.

Schmid: Sie sind in Tübingen geboren, Ihr Vater kam aus dem Iran zum Studium nach Deutschland. Ihre Mutter stammt aus einem schwäbisch-katholischen Haushalt. Wie sind Sie aufgewachsen?

Nassehi: Auch wenn man das anders erwartet bei meinem nicht-westfälischen Nachnamen und den Herkunftsnamen, die Sie beschreiben, habe ich eigentlich eine völlig langweilige deutsche Biografie. Ich bin in Deutschland aufgewachsen, auch wenn wir mal von 1969 bis 1972 in Teheran gelebt haben. Wenn ich sage, dass ich ganz normal aufgewachsen bin, dann hört sich das vielleicht total doof an, aber das war so. Das war ein Aufwachsen in einer bildungsnahen Familie, in der die gymnasiale Karriere mit Abitur und Studium quasi selbstverständlich war. Insofern kann ich da nichts irgendwie Exotisches berichten.

Schmid: Haben Sie Erinnerungen an diese Zeit in Teheran? Wie war das damals für Sie?

Nassehi: Ja, natürlich habe ich Erinnerungen daran. Ich war da neun bis 13 Jahre alt: Das war einfach eine andere Welt. Wir hatten vorher in Landshut gelebt, ich lebte dort sozusagen immer draußen, ich konnte mich überall herumtreiben, konnte raus auf die Straße usw. In Teheran habe ich das

erste Mal gesehen, dass es soziale Ungleichheit auch in einer Form gibt, die ich bis dahin nicht gekannt hatte. Wir lebten in Teheran als Mitglieder einer ökonomisch durchaus potenten Oberschicht und es war uns nicht möglich, einfach so auf die Straße zu gehen. Das war auch eine andere Form von Familie: Das war viel zu viel Familie für mich, wenn ich das so sagen darf. Das war einfach so, wie ich gestehen muss. Interessant finde ich, dass sich vor allem mein Vater, der ja von dort stammte, dort nicht wohlfühlt hat, weswegen dann der Wunsch entstanden ist, wieder nach Deutschland zurückzugehen. Und so sind wir nach Gelsenkirchen gekommen. Insofern ist das eigentlich eine sehr stark familienorientierte Geschichte. Ansonsten hat das für mich fast keine Bedeutung in dem Sinne, dass ich dadurch irgendwie einen Identitätsmarker hätte oder so.

Schmid: Sie sind katholisch erzogen worden, haben sich mit 18 Jahren für die Taufe entschieden und bezeichnen sich heute als Kulturkatholik. Was ist das?

Nassehi: Den Kulturkatholiken gibt es natürlich nur, weil es den Kulturprotestantismus gibt. Unter Kulturprotestantismus versteht man ja in der Regel nicht etwa eine unmittelbar religiöse Form, sondern man könnte stattdessen sagen, das ist das deutschsprachige bürgerliche Selbstbild eines selbstkritischen und sich an sich selbst abarbeitenden protestantischen Subjekts. Das ist quasi so eine Art Schleiernmacher-Figur. Der Kulturkatholik ist vielleicht jemand, der an sich selbst fast schon eine ironische Kritik dieses bürgerlichen Rationalismus formuliert. Eine kleine Passion von mir – ich werde irgendwann einmal etwas Größeres dazu schreiben, wenn ich das Glück haben sollte, so alt zu werden, dass ich Zeit dafür habe – ist, dass man im deutschsprachigen Raum immer noch katholische und protestantische Denkungsarten unterscheiden kann. Selbst wenn deren Träger das gar nicht wissen, kann man das irgendwie erkennen. Das Protestantische ist schon sehr, sehr stark an dieser Art von Selbsttransparenz orientiert, während das Katholische viel soziologischer ist. Der Soziologe weiß z. B., dass viele unserer Praxisformen vorbewusst und viel weniger über eine rationale Form des Entscheidens stattfinden. Das alles nenne ich dann eben "Kulturkatholizismus", was selbstverständlich auch ein ironischer Begriff ist.

Schmid: Sie haben einmal gesagt: "Das Katholische setzt mehr bei der Schwäche des Menschen an." Das ist Ihnen irgendwie plausibler und sympathischer, oder?

Nassehi: Nun, ein Soziologe muss bei der Schwäche der Menschen ansetzen. Aber Schwäche heißt nicht, dass man wirklich schwach ist, sondern heißt, dass es eine große Illusion ist, und zwar eine große Illusion gerade der gebildeten Trägergruppen, in dem Sinne an die eigene Autonomie zu glauben, dass wir alle Herren im eigenen Haus sind, wie Freud das formuliert hätte. Vieles von dem, was wir tun und wie wir es tun, wie wir sprechen, was sozusagen passiert, wird eigentlich ermöglicht durch die sozialen Strukturen, in denen wir leben. Wir sind also viel stärker eingebettet, als das vor allem linksliberale protestantische Selbstbeschreibungen behaupten. Das muss der Soziologe also eigentlich wissen, um Verständnis für seinen Forschungsgegenstand zu haben.

- Schmid:** Ich weiß, dass Sie auch sehr musikalisch sind und dass Sie vor allem geistliche Musik interessiert. Was bringt diese Musik in Ihnen zum Klingen?
- Nassehi:** Na ja, eigentlich alles. Ich singe in einem Chor, nämlich im Chor "Capella Vocale München" unter der Leitung von Dorothee Jäger, der ich sehr dankbar bin, dass ich da mitsingen darf. Das ist ein ganz toller Chor und für mich ist das Singen im Chor deswegen so toll, weil ich dort nur einer unter vielen bin. Ich weiß, das ist jetzt sehr stark ichbezogen, aber aufgrund meines Berufes ist es einfach so, dass ich jemand bin, der immer sehr exponiert ist: Die Leute fragen mich und ich muss antworten. Auch hier in unserem Gespräch ist es ja ebenfalls so. In diesem Sinne bin ich also schon sehr häufig sehr sichtbar. Aber in so einem Chor ist man nur einer unter vielen. In so einem Chor geschieht aber auch etwas mit einem. Es ist ja gar nicht so, dass der Chorsänger selbst etwas tun würde, sondern man erlebt als Chorsänger an sich selbst, dass man in einer Struktur drin ist, durch die man mitgerissen wird. Man verschwindet darin und ist dennoch da. Das finde ich einfach unglaublich toll. Außerdem mag ich einfach schöne Musik sehr gern. Insofern bringt das eigentlich fast alles zum Klingen bei mir.
- Schmid:** Wäre das auch ein Beruf für Sie gewesen?
- Nassehi:** Da hätten wahrscheinlich die Grundfähigkeiten gefehlt – jedenfalls sagt man das so leicht, dass etwas anderes vielleicht auch ein möglicher Beruf gewesen wäre. Ich habe auf jeden Fall einen unglaublichen Respekt vor Menschen, die wirklich richtige Musiker sind.
- Schmid:** Jedenfalls sind Sie vielseitig tätig. Seit einigen Jahren sind Sie u. a. auch Herausgeber des "Kursbuchs". Wer das Kursbuch nicht kennen sollte, dem sei gesagt: Das "Kursbuch" ist eine legendäre Zeitschrift in Buchform, die 1965 gegründet und 2008 eingestellt wurde. 2012 ist sie dann mit Ihnen wiedergegründet worden. Wen wollen Sie damit ansprechen?
- Nassehi:** Wen wollen wir damit ansprechen? Nun, ich bin zuerst einmal sehr dankbar dafür, dass diese Möglichkeit überhaupt vorhanden ist. Das "Kursbuch" erscheint ja im Murmann Verlag, der Verleger Sven Murmann hat das tatsächlich ermöglicht und die Rechte am Titel "Kursbuch" erworben. Und ich bin nun gemeinsam mit Peter Felixberger Herausgeber. Wen wollen wir also erreichen? Eigentlich wollen wir "die Gesellschaft" erreichen, wie man sagen könnte. Selbstverständlich ist das keine Massenzeitschrift, sondern eine Zeitschrift, die sich an die gebildeten Feuilletonleserinnen und -leser wendet, an diejenigen, die sich in einer etwas altmodischen Weise, nämlich etwas längeren Texten mit einem bestimmten Thema beschäftigen wollen. Wir sind interessiert an Lesern, die es sich zumuten, eine kleine Perspektivenverschiebung zu ertragen. Das versuchen wir im "Kursbuch" mit unseren Themen tatsächlich hinzubekommen: nicht einfach zu wiederholen, was passiert und schon geschrieben wurde, sondern mit kleinen Verschiebungen bei der Perspektive genau das zu erreichen. Ich war längere Zeit auf der Suche nach einer Publikationsmöglichkeit zwischen Wissenschaft und Feuilleton und finde diese Form, die das "Kursbuch" repräsentiert, eigentlich sehr schön, weil man dabei auch mal länger als eine Minute

und dreißig Sekunden bzw. länger als drei Seiten Text in einem Blog einen oder mehrere Gedanken entfalten kann, ohne dabei wissenschaftliche Formzwänge bedienen zu müssen. Was ich ganz interessant finde, ist, dass das auf dem Markt funktioniert und dass das auch bei den Autorinnen und Autoren funktioniert, die sich darauf einlassen. Für mich ist das eine sehr bereichernde Arbeit.

Schmid: Die Themen sind natürlich ganz modern, aber Sie haben es selbst schon gesagt: Von der Form her ist das ja fast 19. Jahrhundert. Warum haben Sie es sich trotzdem angetan?

Nassehi: Ja nun, was heißt 19. Jahrhundert ...

Schmid: Sie haben das so gesagt.

Nassehi: 19. Jahrhundert ist das natürlich insofern, als das auf ein bestimmtes Lesepublikum zielt. Lesepublika sind aber nicht einfach da, sondern die muss man sich schon auch erziehen. Ein Lesepublikum kann man sich aber nur erziehen, wenn man Formen bringt, die bei den Leuten funktionieren. Und es war natürlich eine riskante Strategie, ob das überhaupt gelingen kann. Wir haben uns selbstverständlich auch Gedanken darüber gemacht, ob wir die Hybris haben dürfen, an diese große Tradition des "Kursbuchs" anzuschließen. Und wir haben darüber nachgedacht, dass sich Publika heute tatsächlich geändert haben, dass das Kritische heute womöglich nicht mehr so eindeutig links ist, dass das Kritische heute womöglich nicht mehr so eindeutig zu beschreiben ist. Erstaunlicherweise gibt es doch ein Publikum dafür. Insofern ist dieses 19.-Jahrhundert-Format eines, das natürlich in einer Kontinuität steht, die nach wie vor da ist. Das machen wir also weiter. Selbstverständlich sind wir auch im Netz zu finden und haben auch kleinere Formate, aber das Grundformat wird das "Kursbuch" mit Texten mit 30000 Zeichen bleiben.

Schmid: Viele Menschen sind ja heute vor allem im Internet unterwegs und weniger im gedruckten Wort. Die Digitalisierung, die wir heute erleben, ist ähnlich revolutionär wie vor Jahrhunderten der Buchdruck und verschiebt Machtverhältnisse. Welche Machtverhältnisse genau verschiebt denn die Digitalisierung?

Nassehi: Die Digitalisierung verschiebt Machtverhältnisse vor allem in der Weise, dass man – ich sage das jetzt mal theoretisch – die Idee von Kontrolle und Kontrolleur heute nicht mehr so eindeutig bestimmen kann. Ich würde die Digitalisierung auch viel, viel weniger an den Praktiken, die wir an unseren Smartphones oder Computern usw. ausüben, festmachen wollen, sondern viel stärker an einer völlig neuen Form der Erkenntnis. Was heute wichtig geworden ist, ist das, was man Mustererkennung nennt. Es geht dabei nicht um einzelne konkrete Dinge, die da sind und die man erkennen kann, sondern es entstehen Techniken, die Muster erkennen. Die Beispiele dafür sind ja üblicherweise die Kriminalitäts- und Terrorbekämpfung oder Marktbeobachtungen usw. Aber wir selbst machen das als Privatpersonen inzwischen auch, auch wir selbst bewegen uns auf Märkten, indem wir Mustererkennungssoftware verwenden: Wo bekommt man am billigsten einen Flug her? Wo gibt es die günstigsten Bananen? Wir benutzen das aber auch zur medizinischen Selbstbeobachtung, z. T. mit sehr zweifelhafter Motivation, wenn es z. B. um die totale Selbstoptimierung geht. Zum Teil ist das bei

der medizinischen Selbstbeobachtung aber auch sehr segensreich, weil wir dadurch an bestimmte Informationen kommen, die vorher nicht erreichbar waren. In der Forschung ist es auch so: Fast die gesamte medizinische Forschung ist im Prinzip inzwischen eine Mustererkennungsforschung geworden. Was sich total verschiebt, ist, dass die Akteure andere geworden sind. Noch vor ein paar Jahrzehnten haben wir uns aufgeregt über staatliche Akteure, die Volkszählungen gemacht haben. Heute haben die großen Konzerne Daten über uns in einer Menge und Präzision, wie wir uns das normalerweise nicht ausmalen – und das, ohne dass wir bewusst irgendeine Form von Daten von uns weitergegeben hätten, denn das sind Sensoren, die das ohnehin machen. Hier verschiebt sich also einiges neu, da hinken die Politik, das Recht und bestimmte gesellschaftliche Praktiken hinterher. Aber Sie haben es ja schon gesagt: Die revolutionären medialen Veränderungen haben immer Neuanpassungen verlangt. Vielleicht sind wir heute das erste Mal in der Situation, dass wir eine solche Revolution als solche bezeichnen, während sie stattfindet. Das hat es vorher nämlich nicht gegeben. Und auch dafür brauchen wir Neuanpassungen.

Schmid: Neuanpassungen verunsichern natürlich die Menschen auch immer. Was macht Sie persönlich zuversichtlich?

Nassehi: Was macht mich persönlich zuversichtlich? Ich habe vorhin von dieser Illusio gesprochen: Ich bin tatsächlich in der Form optimistisch, dass ich denke, dass die Kreativität von komplexen Systemen immer wieder zu neuen homöostatischen Situationen führt. Die Dinge werden im Moment ja sehr katastrophisch beschrieben, aber es kommt eben auch immer wieder zu Gleichgewichten, die ganz gut funktionieren. Der Markt z. B. gilt vielen als Feind, aber interessanterweise sind es oftmals auch Märkte, bei denen man feststellen muss, dass sie bisweilen ganz gute Lösungen produzieren. Sie produzieren aber auch riesengroße Probleme, das stimmt. Wenn man das sieht, dann besteht meiner Meinung nach die große Kunst eigentlich darin, die richtige Form zu haben, wie man eingreifen kann, wo man eingreifen kann und wo man das besser nicht macht. Meine Zuversicht besteht darin, dass sich in den Denkungsarten ja tatsächlich etwas ändert. Manche denken, dass man lediglich diese Dinge politisch regulierend in den Griff bekommen muss, dann sei alles wieder gut. An diese einfachen Lösungen glaube ich nicht. Aber ich glaube sehr stark daran, dass wir neue Formen brauchen und dass – das hat fast etwas Demokratietheoretisches – Expertisen zusammenkommen müssen, die normalerweise nicht zusammenkommen. Genau das erlebe ich nämlich zurzeit auf verschiedensten Gebieten: in der Wissenschaft, in Unternehmen, in Verbänden, in Parteien. Und das ist in der Tat ein Grund für Zuversicht.

Schmid: Wie schön, dass Sie dazu beitragen. Vielen Dank für das interessante Gespräch.

Nassehi: Sehr, sehr gerne.

Schmid: Zu Gast bei alpha-Forum war heute Professor Armin Nassehi. Vielen Dank für Ihr Interesse zu Hause und auf Wiedersehen.

